Ds Meitschi

Autor(en): **Hutmacher, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 29

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646200

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Albert Anker

der Maler heimatlicher Schönheit und Freude

zum 30. Todestag am 15. Juli

Nicht wegen seiner Gegenständlichkeit, nicht weil er mit besonderer Vorliebe die Menschen des Bernbiets gemalt hat, ist der Berner Albert Anker ein Prediger der Freude, sondern weil sein ganzes Lebenswerk in froher Lebensbejahung wurzelte, in einer seligen, dankbaren Naturliebe, aus der ihm immer neuer Stoff und neue Schaffenslust mit jedem Blick zuwuchs.

Wer kennt nicht seine kongenialen Illustrationen zu Gotthelfs Werken, wem sind nicht schon Bilder von bernischen Bauern und Mädchen aus seiner Hand begegnet, wer hat nicht mit Entzücken die Gemälde „Krippe", den „Gemeindeschreiber", die „Kappeler-Milchsuppe" oder die wiederum aktuell gewordenen Zeitgemälde vom Uebertritt der Bourbakiarmee gesehen und bewundert? Wohl nur wenige schweizerische Maler außer Böcklin und Hodler sind so oft reproduziert worden wie Albert Anker, von dem manch schönes Blatt in den guten Stuben im ganzen Schweizerland von der Wand leuchtet.

Und wie seit dem Tode Gottfried Kellers, dessen Werk uns nicht ferner, sondern herzlich näher gerückt ist, so geht es auch mit den Bildern Albert Ankers. Dreißig Jahre sind dahingeflossen, seitdem der Inser Meister für immer seine Maleraugen schloß, aber in diesen drei Jahrzehnten hat sich die Zahl der Freunde und Liebhaber seiner Kunst vervielfacht.

Am 1. April 1831 kam er als zweites Kind eines Tierarztes in Ins, dem bernischen Seeland, zur Welt, dem er auch zeitlebens seine treue Anhänglichkeit bewahrt hat. Nach Absolvierung des Berner Gymnasiums, in welchem er schon frühzeitig sein zeichnerisches Talent offenbarte, wurde er von seinem Vater ausersehen das Amt eines Predigers auszufüllen und deswegen auch an die Universität Halle gesandt. Aber die Gottesgelehrtheit gefiel Anker nicht so sehr wie Gottes Natur und bald setzte er es bei seinen Eltern durch, doch Maler werden zu dürfen. So vertauschte Anker den Hörsaal mit dem Atelier in Paris, wo er bei dem damals berühmten Charles Gleyre in die Lehre trat. Gleyre setzte die Schule des großen franz. Malers Jean August Dominique Ingres fort, zum guten Glück tappte der junge Maler nicht blind in die Spuren seines Meisters und geriet nicht in jenen nervösen Elektrizismus hinein, zu welchem der feine Kenner Rafaels seine Jünger erzog. Immerhin hat Anker zuerst sehr gleyrisch gemalt, sich aber bald davon befreit und seinen Meister zeitlebens hoch geehrt.

1859 gelang es dem jungen Künstler erstmals im Salon öffentlich auszustellen und bis zum Jahre 1890 ist er dann dort immer mit Gemälden vertreten. Den Sommer verbrachte er stets im heimatlichen Ins, um während der Wintermonate während einiger Zeit das Leben in Paris zu genießen. Sein erstes größeres Bild „Nachmittagsgebet", auf welchem ein Mädchen seinen zwei kleinen Geschwistern und dem Großätti aus der Bibel vorliest, erregte sogleich Aufsehen und die Kunstkreise begannen sich für den Maler lebhaft zu interessieren. Dann folgten die zahlreichen anekdotischen Gemälde, die mit poetischer Kraft Gruppen und Menschen aus der Heimat bei der Arbeit, beim Feiern und in der Kirche zeigten. Schon 1867 erntete er mit dem Gemälde „die kleinen Blaustrümpfe" die goldene Medaille und bald darauf weist man auf einer Ausstellung dem Bilde „Kappeler-Milchsuppe" einen Ehrenplatz zu. Weite Verbreitung als Reproduktion fand sein „Pestalozzi und die Waisen von Stans", das zahlreichen Schulstuben zum Schmucke gereicht. An der Pariser Weltausstellung von 1878 wird er zum Juror ernannt und die Franzosen ehren ihn mit dem Orden der Ehrenlegion. Noch zwanzig Jahre emsigen Schaffens von 1890—1910 waren ihm in seinem Heimatdorfe Ins vergönnt, wo er sich in einem alten Bauernhause ein lichtes Atelier installiert hatte und u. a. die trefflichen Illustrationen zu Gotthelfs gesammelten Werken zeichnete, die ihm den Titel „eines Gotthelf des Stiftes" eintrugen, so lebenswahr und lebendig sind diese Zeichnungen geraten. So hat Anker viel zum Gotthelfverständnis beigetragen und ist damit für bodenständiges Schweizertum eingetreten. Ein Pfeifchen rauchend, selbst eine Gotthelffigur, saß er oft vor seinem Hause auf dem Bänkchen neben der Scheiterbeige, las dabei aus Schriften des Lützelflüher Pfarrers und blickte ab und zu auf in den schönen Abend hinein. Im heißen Sommer 1910, zu der Zeit, als das Korn den letzten Saft in die Aehren trieb und der Duft des Heus über die Felder zog, sank dieser Freund der Landschaft, ein Opfer des Sensenmanns, ins Grab, damit erlosch die Schaffenskraft, aber geblieben ist uns ein schönes und tiefes Bekenntnis der Heimatliebe, denn solche strahlen die Zeichnungen und Gemälde Ankers aus.

Paul Frima.

Ds Meitschi

Von Hermann Hutmacher

Die hütegi Juget weiß gar nüme was das eigetlich ischt, es „Meitschi". Mi het hürmehi so allergattig Usdrück, aber mir chas doch kene so guet wie dä wo albe die Alte no bruucht hei. Stubemeitschi hei sie ne gseit. Särwiertochter namset me se hüt. Aber warum chöi mir das nid grad so gut dütsch säge? Chällnere ghöre sie nid gärn, u sie hei rächt. Sie hei ja hüttigs Tags o nümme vil mit em Chäller z'tüe. Fräulein ischt o so ne Usdruck wo nüt drhinger steckt, als es chalts Wort. Drum düecht mi geng no, „Meitschi", das syg so ds heimeligschte u ds beschte.

Aebe, das Meitschi won ig von ihm möcht brichte het Marie gheiße. Es ischt im Huus näbe mir gwohnt, all Tag i d'Chronen un am Abe ume hei. I ha nid numen ihns vil gseh, o dr Vater u d'Muetter han ig guet g'chennt. Chäller Hans, äbe sy Vater, wär eigetlich vo Bruef Schreiner gsi. Aber wien-es so geit i dene schlächte Zyte. Meh als ds halb Jahr het er ke Arbeit gha. D'Muetter het hin u wider es Taglöhndli verdienet mit em Putze. Aber, wie hätt das sölle möge glänge, we no vier Ching deheime gsi sy wo i d'Schuel müesse hei?

Ds Marie hätt lieber öppis angersch gmacht, das han ig scho gwüßt. Es hätt wölle Näjere lehre. Aber won es vom Herre gsi ischt, hets nid drzue möge glänge. Es müeß so gly wie mügli hälfe verdiene, hets gheiße, daß me si mög uber Wasser bhalte. Zerscht isch es i dr Chrone gsi als Chuchimeitschi u nachher du, won es ds Alter gha het, i dr Gaschtstube als Stubemeitschi.

(Fortsetzung auf Seite 731)

TRUDI . . .

... DIE HELFERIN AUS DER STADT

Munter und froh geht es mit der Schulkollegin Greti und der Tochter des Bauern ins Feld zum Heuen.

Eigentlich müßte jetzt die fünfzehnjährige Trudi aus Bern auf der Schulbank des Berner Seminars sitzen, doch die Not der Zeit weiß momentan ihre Kräfte nützlicher auszuwerten. Wie viele andere Schulkinder aus der Stadt, so ist auch Trudi B. aus Bern dem Notruf der Bauern gefolgt und ist gegenwärtig eine brauchbare Stütze auf einem großen Gut im Bernbiet. Ueber ihre ungewohnte Arbeit auf dem Lande berichtet sie in einem Brief an ihre Eltern, den wir hier mit einigen Kürzungen veröffentlichen wollen.

Meine lieben Eltern!

Endlich finde ich Zeit, Euch einige Zeilen zu schreiben. Ihr werdet sicher neugierig sein, wie es mir im Hilfsdienst auf dem Lande geht.

Meine Schulkameradin Greti und ich arbeiten den ganzen Tag, und am Abend sind wir froh, beizeiten ins Bett schlüpfen zu können.

Nun will ich Euch erzählen, was wir alles auf dem Bauerngut zu tun haben.

Um 5¼ Uhr ist Tagwacht. Nachdem wir unser Zimmer in Ordnung gebracht haben, müssen wir die Knechtenzimmer betten. Trotz des Stallüftleins, das die schmutzigen Holzschuhe und Ueberkleider ausströmen, mache ich das gerne.

Bald ruft das Hörnli zum Morgenessen. Das ist nämlich lustig! Greti und ich reißen uns darum, das Hörnli zu blasen. Oh, wie uns die herrliche Bernerrösti und das würzige, selbstgebackene Bauernbrot mundet!

Nach dem Abwaschen geht es mit den Gabeln aufs Feld. Nun wird das gemähte Gras geworbet. Diese Heuarbeit gefällt mir sehr. Das ist etwas anderes, als auf der Schulbank zu sitzen und an einer Probe zu schwitzen. Gewiß, zuerst schmerzten die Arme und die Blasen an den Händen. Die Sonne meinte es auch sehr gut mit uns, und Greti und ich haben sogar den „Brönner". Doch das ist jetzt vorbei, und wir beide haben Freude an unserer Arbeit und empfinden dabei eine schöne Befriedigung.

Eines vom schönsten ist das Znüni und Zvieri auf dem Felde. Ich esse gewiß doppelt so viel als zu Hause.

Den ganzen Nachmittag sind wir draußen beim Heuen. Dabei helfen uns manchmal hiesige Schulkinder.

Vor dem Abendessen müssen die Blumen begossen, Kartoffeln geschält und noch viele andere kleine Arbeiten im Haushalt verrichtet werden.

Zuweilen dürfen wir auch die Hühner füttern oder beim Eintreiben der Schweine helfen.

Etwas Herrliches ist unser allabendliches Bad im Bassin des Gartens. Das erfrischt uns wunderbar nach dem Staub und Schweiß des Tages.

Wie ihr seht, geht es uns hier wirklich gut und Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen, denn wir sind sehr gut aufgehoben.

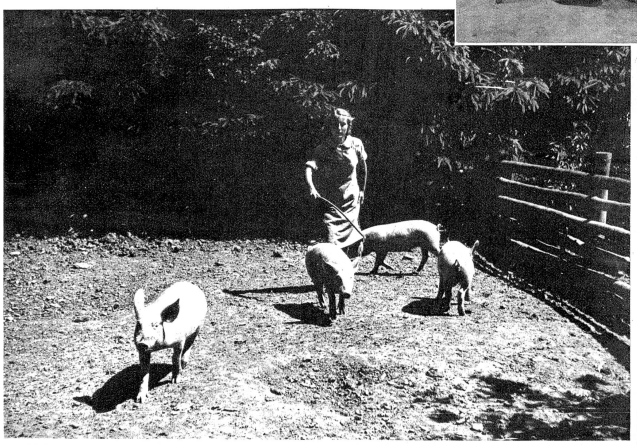
Durch diesen Hilfsdienst wird Stadt und Land einander nähergebracht, und so habe ich einen interessanten Einblick ins Bauernleben erhalten.

Herzliche Grüße und Küsse sendet Euch Euer

Trudi.

Links oben: Ist die Feldarbeit erledigt, so findet man in einem so grossen Bauerngut immer noch allerlei Hausarbeiten zu verrichten. Wenn die Grossmutter des Hauses einen riesigen Korb voll Kartoffeln herbeischleppt, dann weiss Trudi was es zu tun gibt. Rechts oben: Einer der schönsten Augenblicke auf dem Feld sind natürlich die Znünipausen im Kreise der ganzen Helferschaft

Im Bunde mit den Kolleginnen wird allabendlich noch gemütlich musiziert und gesungen.



Sogar beim Eintreiben der Schweine stellt Trudi ihren Mann — eine Arbeit die gar nicht immer so einfach ist, denn die Schweine sind oft gar launische Tiere.

Im Kreise der Familie, der Knechte und Mägde lernt Trudi die währschafte Bauernkost kennen, die ihr ganz vortrefflich mundet. Dafür spricht schon ihr ansehnlicher Appetit, den sie nach der strengen Arbeit entwickelt.

Auch Blumen sind da, die allabendlich gepflegt sein wollen.

Riesig waren die Ueberraschung und die Freude, als Trudi im Garten ein kleines Wasserbassin fand, wo es sich herrlich plantschen lässt. Nach getaner Arbeit an der heissen Sonne stürzt sie sich in die Badehosen, um sich den Wohltaten des erfrischenden Nass zu ergeben.

I bi em Marie mängischt begägnet, wen es mit syr schwarze Täsche, wo ds wyße Schürzli drinne gsi ischt, dr Chrone zue ischt. Jedes Mal het es mi düecht, es lueg so maßleidig dry. Das het mr nid gfalle. Es ischt albe früecher es so nes ufligs u luschtigs Meitschi gsi u drum bin ig o hin u wider i d'Chrone gah luege, was eigetlich dert gang un öb öppis nid i dr Ornig syg.

Merkwürdig. Dert hätt me ds Marie fascht nümmen ume g'chennt. Jedem het's ungere gluegt, allne gflattiert u gliebbuußelet. Das het mir nid gfalle. I ha doch fuschtert ds Marie für nes rächts Meitschi agluegt. Ischt das jetzen e fettige Houderidou worden un ischt jedem Bueb nachgfahre, wen es nume ghöselet het? Das hätt ig de doch nid hinger ihm erwartet gha. U doch isch es mit Müller Fritze, we's mr rächt gsi ischt, so guet wie versproche gsi. Notti het es mit jedem abänglet un ihm ungere gluegt.

Die Sach het mr gäh z'däichen un i ha mr vorgno ds Marie nid us den Ouge z'lah. Ei Abe, i bi ömel o i dr Chrone ghocket, ischt Samishansesgödel yche cho. Mit Schyn ischt Gödel guet im Chutt gsi u het scho me als eis Glas Wyße gseh gha. Er het ömel nume so um en angere gschlage mit „Gstrüppeslen" u „magere Cheibe". Das ischt geng es Zeiche gsi, daß ihm dr Wyß unger em Tschüppeblätz chly nes Gnusch het agrichtet gha, bis si de dr Esel fälber im Gstrüpp verlyret gha het. Ds Marie ischt Gödele gah frage was er wöll ha.

„He, öppen e chly Wyße," het dä befohle.

„Es Zweierli?" fragt ds Marie.

„He mira. Oder hescht o Durscht, du Gstrüppesel?"

„Warum nid, we den e guete Luun hescht."

„So bring e Halben u zwöi Glas, du magere Cheib."

Ds Marie het die Sach uf e Tisch gstellt, ygschäicht u mit Gödele Gsundheit gmacht. Mi hätts em Meitschi nid agseh, daß es Durscht heig. Es het chumm d'Muuläschpe gnetzt mit sym Wy. Nachhär het es ds Glas gno un ischt mit hinger e Schäichtisch. Gödel ischt mit Schyn scho z'käppelet gsi für z'gwahre, daß ds Marie sys Glas mit ihm nimmt. Erscht won er ume het wöllen yschäiche het er gseh, daß es fählt.

„Wo hescht dys Glas?" het er ds Meitschi gfragt.

„Hie," macht das u chunnt mit em lääre Stifeli füre.

„Lue, i mueß drum d'Gleser usryben u da uberchumen ig e chly Durscht.

Was het das sölle sy? Mir isch es schier trümmlig worde. Het die Chrone ds Marie zu mene fettige Süffel gmacht gha? Isch es drum e so zuetunlichs gsi, wil es dr Wy so guet het chönne byße? U vori, won es mit Gödele Gsundheit gmacht het, isch es doch gsi z'luege, wie wen es dr Wy gar nid möcht erlyden u nume zum Aergüse chly tät am Glas süggle. Also het es i Hingerhuet gheltet, daß es niemer het sölle gwahren un jetz ischt ihm dr Schutz hingeruse, wil es no einischt mit Gödele het müeße cho astoße. Es wär nache gsi für mi, daß ig gäge Bettehuse wär; aber dr Gwunger het mi gstoche. I ha welle luege, wie das mit em Marie no ne Ustrag nähm un ob es nid öppe rung Absätz uberchöm, wen es däwäg helti. Drum han ig no nes Bächerli bstellt. Wo ds Marie hinger e Schwäichtisch ischt, het es ds Wyglas ume mit ihm gno. Das Mal han ihm kes Oug verzoge. I ha doch wölle luege wi e-n-es dr Wy so zügig chönn acheschütte. Gödel het si jetzen afen e chly ergäh gha un ischt schier etnückt. Aber ungereinischt ischt er ume wachber worde, het dr Hübel glüpft u grüeft:

„So, Gsundheit Marie. Wo hescht dys Glas, du Gstrüppesel?"

Ds Marie het gschwing öppis i ds Schwäichbecki gläärt un ischt mit em halbvolle Glas ume füre cho. Aha, jetz het es mr afah tage. Drglyche ta han ig nüt, aber dr Gwunger ischt nume gmeschtet gsi. Sobal daß ig d'Triftig heig, ha mr gseit, wöll ig de wüße, warum daß ds Marie sy Wy usghei.

Es ischt nümme vil Läbe gsi i dr Gaschtstube. Am hingerschte Tisch het dr Chronewirt mit dreinen e Chrützer g'chnodet u füschtert ischt niemer meh da gsi als Gödel un ig. Gödel het angänds ume dr Hübel uf ds Tischblatt gleit un het dr Bling gno. Jetz syg dr Zyme günschtig, ha mr gseit, un em Meitschi grüeft, i wöll zahle.

„Was ischt mit em Wy, daß du nen usegheischt?" han is gfragt, won es mr ds Usegäld füre zellt het.

Ds Marie ischt rot aglüffe.

„Hescht du das möge gseh?" het es mi verwungeret gfragt.

„Oh, mi het o Ougen im Chopf u gwahret mängs wo me villicht nit sött," machen ig.

Jetz het ds Marie für ne Mömant näb mr abgstellt.

„Ja lueg," macht es, „i cha doch nid Wy treiche. Er düecht mi einfacht nid guet u notti mueß i mache, wie wen ne gärn hätt, füschtert fluecht dr Chronewirt. Mi müeß verchaufe wen me chönn, seit er albe. Settegi Meitschi chönn är nid bruuche, wo dr Wy nid mögen erlyde. Es ischt mr scho mängischt erleidet wie chalts Chrutt bi däm Särwiere. Jede meint, er chönn ds Muu a eim abputzen u mi müeß alls anäh. Das hescht ja fälber ghört, wie mi Gödel tituliert. Mi darf si nid wehre, füschtert chönnt me d'Gaschtig vertryben u de hätt mes verderbt mit em Chronewirt. We men eim scho lieber möcht i ds Gsicht spöje, so mueß me drzue no fründlich sy. Gfehligerwys sy ja nid all e so. Es git o aständig Gescht, wo gseh, daß üserenein o ne Möntsch ischt. Aber äbe, vil sy vo der Währig wie Gödel. We nume . . . Aber äbe, Vater ischt usgstüüret u Fritz het no geng e ke Stell. Was sött i de mache?

Mängischt verdienen ig ja rächt schön, aber de git es ume Tage, wo eim dr Verleider ahäicht. Geschter han ig föifenachzg Rappe Treichgäld gmacht, u nachher ischt mr no eine mit vierne Große dürebrönnt. Da chascht dr Profit usrächne. Aber we füscht niemer cha verdienen als ig, da mueß i doch luege, daß ig es paar Rappe cha heibringe, daß mr z'ässe hei. Lieber da düre machen als d'Gmein agah."

Ds Marie het füechti Ouge gha, won es umen ufgstangen ischt, un i has chönne begryfe. Es louft mängi mit polierte Fingernegel, gfärbte Lippen u zwäggrasierten Ougsbrauen umen angere, si gäb em Marie nid d'Füetteri, ha mr müeße säge. U doch ischt das numen es angfährts Stubemeitschi, wo nid Gäld het für Hoffert z'mache.

* * *

Vierzäche Tag druuf, won ig gäge heizue bi, ischt mr ds Marie uf dr Straß begägnet. Es het es Chörbli am Arm gha, u mi het's sym sunnige Gringli vo wytem agseh, daß öppis bsungerigs los icht.

„Was hescht luschtigs?" han is gfragt u mi bin ihm gstellt.

„Machschte Blauen oder hescht hüt frei?"

„Glück han ig gha!" macht es u lachet uber ds ganze Gsicht. „Däich, Vater cha syt em Mändig ume gah schaffen u Fritz het ändlichen e Stell. Er cha nächschti Wuchen als Mechaniker yträte. Jetz söll öpper angersch gah Wy usschütten i dr Chrone. U d'Schlämperligen abtue cha o eini wo's besser ma erlyden als ig."